

**Vortrag zum Neujahrsempfang
des Landkreises Ammerland
am 14. Januar 2005 in Westerstede**

- 2 -

Herr Landrat Bensberg, meine sehr geehrten Damen und Herren!

Es möge nützen – das neue Jahr 2005. Es möge nützen allen Menschen im Ammerland, als einer in Gottes Schöpfung bevorzugten Landschaft mit Viehzucht und weltweit bekannten Baumschulen, mit seinem Zwischenahner Meer und der ersten Landesgartenschau Niedersachsens, als einem Landkreis mit 728 Quadratkilometern und etwa 111.111 Einwohnern, als einer viel und gern besuchten Region mit Räucheraal und Löffeltrunk, mit vielen schönen Kirchen und endlich wieder *einem* Wahlkreis.

Als ich diese Nachricht in der Zeitung las, habe ich mir den Abschnitt gleich ausgeschnitten, für den heutigen Neujahrsempfang beiseite gelegt und schmunzelnd an eine kleine Episode gedacht, die der Herr Bundespräsident i. R. Johannes Rau vor einiger Zeit von seinem zweiten Wohnsitz auf Spiekeroog erzählte. Da sitzen in einer warmen Sommernacht zwei Inselbewohner auf einer Bank unter dem sternenklaren Himmel. Nach einiger Zeit sagt der eine: Was ist das für ein wunderbarer Himmel mit Millionen Sternen und Bildern, mit einem großen und einem kleinen Wagen und einer breiten Milchstraße.

Nach einer längeren Pause erwidert der andere: Jau, und wenn man bedenkt, dass das nur die Sterne vom Landkreis Wittmund sind!

Nun will ich nicht, wie käme ich als Bischof des Oldenburger Landes auf solch eine absurde Idee, einen ostfriesischen Landkreis mit dem Zentrum der europäischen Rhododendronkultur vergleichen. Ich möchte nur in einem Zeitalter galoppierender Globalisierungseuphorie unterstreichen, wie wichtig es ist, das Gefühl und Bewusstsein für Heimat und damit Überschaubarkeit und Geborgenheit zu haben und zu erhalten.

Es vergeht kaum ein Monat, in dem ich nicht zur halbjährlichen Synode in Rastede weile oder mit meiner Frau auf dem Fahrrad nach Bad Zwischenahn eile. Auch in anderen Gemeinden von Westerstede bis Elisabethfehn ist der Bischof gelegentlich zu sehen. Eine besondere Aktion für mehr Menschlichkeit in der Altenpflege haben wir bei strömendem Regen, aber mit großem Erfolg, am 8. Oktober 2003 auf dem Alten Marktplatz hier in Westerstede stellvertretend für das ganze Oldenburger Land durchgeführt. Solchermaßen präpariert für den Auftritt heute, wünsche ich von Herzen ein Prosit, Ihr lieben Leute!

Als wir, lieber Herr Bensberg, vor einigen Monaten über diesen Empfang gesprochen und dann das Thema meines Vortrages vereinbart haben, konnte noch niemand ahnen, wie wenig Himmel auf Erden seit dem 2. Weihnachtstag in weiten Teilen Asiens zu erkennen ist.

Die Bilder der Verwüstung der Dörfer und Städte, die noch längst nicht abgeschlossene Bergung von einer kaum vorstellbaren Zahl von Leichen in Friedenszeiten, das seelische Leid der Hinterbliebenen nach einem Seebeben mit der Wucht von 10.000 Atombomben, all das lenkt die Gedanken von mehr Himmel auf Erden weg zu der Frage, wie viel Wasser verträgt ein Land?

Wer hat nicht in der Heimatkunde von den schweren Sturmfluten an der Nordsee gehört, als 1570 an Allerheiligen rund 3800 Opfer an unserer Küste zu beklagen waren, oder wer weiß nicht von der Weihnachtsflut 1717, als tausende von Menschen und allein 16000 Stück Großvieh an unserer Küste vernichtet worden sind. Es hat Jahrzehnte gedauert, bis die Deiche erhöht werden konnten auf ein Maß, von dem man hoffte, es würde kommenden Jahrhundertfluten standhalten.

Aber die Hollandflut vom 1. Februar 1953 und die Februarflut 1962 an der gesamten norddeutschen Küste haben uns unerbittlich vor Augen geführt, auf welchem Planeten mit welcher unbändigen Kraft wir unsere Lebensjahre mit mehr oder weniger Himmel zu fristen in der Lage sind.

Gerade aber deshalb ist es unsere aller Aufgabe, besonders als Menschen im christlichen Glauben getauft und verwurzelt, für mehr Himmel auf Erden zu beten und zu arbeiten. Es ist erfreulich, wie viele Menschen, bescheiden und still, ihren Geldbeutel geöffnet oder medienwirksam ihre gut gefüllten Konten belastet haben, um in dieser außerordentlichen Notlage zu helfen. Über diesem Geschehen dürfen jedoch nicht all die vielen Menschen vergessen werden, die weniger spektakulär und unbemerkt von der Öffentlichkeit oder Nachbarschaft zu leiden und zu sterben haben, ohne dass jemand da ist, der hilft, einen Besuch macht oder am Krankenbett betet, bevor ein Leben aushaucht und in die Hände des Schöpfers zurückgegeben wird.

Darum lassen Sie uns festhalten an dem Thema, das uns in der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg als Motto für den ersten Landeskirchentag dieser großen Art im Juni 2004 in Oldenburg gedient hat: Mehr Himmel auf Erden. Nach ein paar einleitenden Bemerkungen möchte ich das Thema unter drei Aspekten angemessen kurz beleuchten.

Den Assoziationen zum Thema sind außerbiblich kaum Grenzen gesetzt. Von dem polnischen Schriftsteller und Aphoristiker Stanislaw Lec, der von 1909 bis 1966 lebte, stammt folgendes Zitat: „Wer den Himmel auf Erden sucht, hat im Erdkundeunterricht geschlafen.“ Von Konrad Adenauer, dem Bundeskanzler von 1949 bis 1963, der vier Jahre später verstarb, ist folgender Ausspruch überliefert: „Wir leben alle unter dem gleichen Himmel, aber wir haben nicht alle den gleichen Horizont.“ Und schließlich ein Wort von dem amerikanischen Philosophen Ralph Waldo Emerson, der im 19. Jahrhundert lebte: „Der Himmel ist das tägliche Brot der Augen.“

Die Heilige Schrift jüdischen und christlichen Glaubens beginnt mit den Worten: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde.“ Seitdem spielt sich alles ab zwischen Himmel und Erde, und wenn es schlimm kommt, dann kann das von Gott gewollte Leben zur Hölle werden. Zwischen zwei Menschen, die sich einmal geliebt haben, zwischen zwei oder mehr Völkern, die sich um Land und Macht beneiden und bekriegen. Zwischen Religionen und Weltanschauungen, die ihren Absolutheitsanspruch mit Kreuzzügen oder Terroranschlägen durchsetzen wollen. Politischer Extremismus und religiöser Fundamentalismus, die weder durch die Bibel noch durch den Koran zu begründen sind, halten die Welt bis auf weiteres in Atem. Das war und ist nicht Gottes Wille für seine Schöpfung.

Für die alte und neue Sehnsucht vieler Menschen und Kulturen nach mehr Himmel auf Erden in unserer Zeit und Welt haben wir aus der biblischen Tradition reiche Schätze anzubieten. Ein großer Bogen der Verheißung spannt sich von den Anfängen bis zum Ende der Heiligen Schrift. Von einem neuen Himmel und einer neuen Erde ist die Rede beim Propheten Jesaja und bei Johannes in der Offenbarung, dem letzten Buch der Bibel. Uns ist in der Bibel nicht verheißen, schon das Reich Gottes in seiner Fülle und Gänze auf Erden zu verwirklichen. Wohl aber ist uns Christen aufgetragen, allein und zusammen mit anderen für mehr Himmel auf Erden in unserer Zeit und Welt zu sorgen.

1. Das Soziale neu denken

Vor gut einem Jahr hat die Katholische Deutsche Bischofskonferenz der Öffentlichkeit einen „Impulstext“ unter dem Titel vorgestellt: „Das Soziale neu denken. Für eine langfristig angelegte Reformpolitik.“ Darin wird das Anliegen der sozialen Marktwirtschaft gewürdigt, es wird aber ausdrücklich gefragt, „ob der Sozialstaat, so wie er heute funktioniert, mittlerweile selbst dazu beiträgt, die Bereitschaft zur Solidarität zu untergraben.“ Als Barriere für zukunftsweisende Reformen wird neben der Dominanz von Teilinteressen vor allem bemerkt:

„Es mangelt an Institutionen, die den Blick auf das Ganze und auf eine nachhaltige, zukunftsorientierte Politik richten.“ Angeregt wird ein regelmäßiger Sozialstaats-TÜV durch wirtschaftlich und politisch unabhängige Sachverständige. Gefordert wird schließlich eine „Entwicklungspolitik für ein entwickeltes Land“. Das sind Thesen keiner Partei oder eines Bundeslandes, sondern die Problemeinsichten einer der beiden großen Kirchen in Deutschland.

Bereits vor 2 Jahren hatte der damalige Vorsitzende des Rates der EKD, Präses Kock, in einem Vortrag zum „Mut zu Reformen“ aufgerufen. „Die Menschen müssen lernen“, so Kock, „auf einzelne lieb oder bequem gewordene Ansprüche zu verzichten – und zwar nicht, weil der Sozialstaat demontiert werden soll, sondern weil er erhalten werden muss.“ (15.01.2003)

Es ist die für mich entscheidende Frage, ob es in unserer freiheitlichen demokratischen Republik den Tarifpartnern und der Politik im Widerstreit der Erschwernisse Verschuldung, Arbeitslosigkeit, Konjunkturschwäche, europäische Gesetzgebung und internationale Finanzmärkte gelingt, einen für die Mehrheit der Bevölkerung maßvollen Weg zu finden, der die Reichen nicht reicher und die Ärmern nicht ärmer werden lässt.

Christenmenschen und Landeskirchen wären wohl die Letzten, die nicht ein Gesamtkonzept befürworten würden, das alle nach ihren Kräften in die Pflicht nimmt.

Das von Bundestag und Bundesrat vor gut einem Jahr verabschiedete Reformpaket kann trotz mancher Unausgewogenheit ein erster Schritt auf dem Wege zu einer Reformation in Sachen sozialer Marktwirtschaft sein. Dabei muss uns allen klar sein, dass angemessene Beiträge bzw. Verzicht notwendig sind, um dem Generationenvertrag einerseits und dem Ausgleich von Bund, Ländern und Kommunen andererseits einigermaßen gerecht zu werden.

Ob das mit dem Wort des Jahres als „Hartz IV“ bedachte Teilpaket der Reformbemühungen diesem Ziel zuarbeiten wird, muss noch abgewartet werden. Was mir allerdings klar zu sein scheint, ist die nicht zu bestreitende Tatsache, dass Menschen mit steigendem Einkommen nicht nur absolut sondern auch verhältnismäßig mehr entlastet und damit unter dem Strich begünstigt werden. Und ob durch diese Verteilung mehr Arbeitsplätze geschaffen und mehr freiwillige Leistungen dem Gemeinwohl zufließen werden, wird sehr kritisch zu verfolgen sein.

Auf der Kreissynode des Kirchenkreises Ammerland am 12. November 2004 hat Herr Bartels vom Vorstand des Diakonischen Werkes der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg mit sehenswerten Projekten und Zahlen von Menschen, die sich in Caritas und Diakonie engagieren, mit Recht gegen depressive Grundtöne argumentiert. Aber auch die Bereitschaft von vielen Menschen, nicht nur bei Katastrophen, sondern auch für Projekte der 45. Aktion Brot für die Welt oder lokaler und regionaler Arbeitsgebiete reichlich zu spenden, kann nicht darüber hinweg täuschen, dass die Balance zwischen wirtschaftlichem Handeln und sozialer Verantwortung gefährdet ist.

Am 17. Dezember 2004 hat der Präsident des Deutschen Sparkassen- und Giroverbandes Dr. Dietrich H. Hoppenstedt in Oldenburg die für mich überraschende These vertreten: „Wir dürfen uns nicht nur über Märkte definieren.“ Dazu hat er vor ca. 600 Menschen aus dem Oldenburger Land ausgeführt: „Wir haben bei den Eliten in Wirtschaft und Politik einen Trend zum Wirtschaftsliberalismus, der zu einer Blickverengung auf die Optimierung des Einsatzes von Kapital führt. Wir müssen wieder verstehen, dass dies zwar wichtig ist, für eine humane Gesellschaft aber beileibe nicht ausreicht.“

Im übrigen hat er in seinem Vortrag auf dem Hintergrund von Äußerungen der beiden Bundespräsidenten Rau und jetzt Köhler „die Wirtschaft aufgefordert, wieder mehr zu tun, um Vertrauen zu erwerben und zu erhalten. Ich glaube, dass dies eine der größten Herausforderungen ist, vor der wir in Deutschland stehen.“

Und im Februar 2003 hat Altbundespräsident Richard von Weizsäcker an die Adresse der Politik geschrieben: „Die wichtigste Aufgabe einer weitsichtigen Führung ist es, das langfristig Notwendige kurzfristig mehrheitsfähig zu machen. Hierzu bedarf es großer Überzeugungskraft und vor allem eines gewaltigen Mutes auf jenem Spielfeld, wo jede Wahrheit wie eine Grausamkeit wirkt und wo jeder, der sie ausspricht, von der Abstrafung durch die Wähler bedroht ist.“ Was heißt das für mich? Ich werde bei jeder Wahl die Politiker zu belohnen versuchen, die das Zwillingsspaar Wirtschaft und Soziales mit Augenmaß zu reformieren bereit sind. So kann für alle etwas mehr Himmel auf Erden entstehen.

2. Ohne Gerechtigkeit kein Frieden

Ohne ein Mindestmaß an Gerechtigkeit gibt es keinen dauerhaften Frieden – weder innerhalb einer Gesellschaft noch zwischen den Völkern.

Mich bewegt und, wie ich im ersten Jahr als Militärbischof im Nebenamt bemerkt habe, auch meine Gesprächspartner in Politik, Militär und Kirche, die alte Frage, wie auf Aggression und Gewalt ganz unterschiedlicher Art einigermaßen angemessen zu reagieren ist. Ich sage ganz bewusst „einigermaßen“, weil es „in der noch nicht erlösten Welt, in der auch die Kirche steht“ (Barmen V, 1934) fast immer um ein Mehr oder Weniger angemessenen Handelns geht. Das ist das Grundproblem menschlicher Existenz vor Gott. Wir leben noch unter den Bedingungen des alten Himmels, des verlorenen Paradieses. Es hat keinen Sinn, diesen Fluch der Sünde zu verdrängen, denn er schwächt und lähmt die Kräfte für den Frieden in Gerechtigkeit. Evangelische und katholische Seelsorge am Krankenbett, im Amtszimmer oder im Auslandseinsatz will das erlösende Wort Jesu an den Mann und an die Frau bringen:

Dir, der du darunter leidest, das Gute tun zu wollen und dabei das Dunkel des Schattens nie ganz abschütteln kannst, dir, der du im persönlichen Leben und im politischen Geschäft an die Grenzen der Machbarkeit von Gerechtigkeit und Frieden stößt, dir wird die Last dieser Enttäuschung genommen.

Wer solchermaßen von dem Druck manchen Scheiterns erleichtert ist, wird vielleicht nicht hüpfen, springen und tanzen, weil das ja nicht jedes Menschen bevorzugtes Ausdrucksmittel der Freude ist. Die aber auf die Gnade Jesu trauen, gehen ihren Weg besonnen, behutsam und getrost. Sie wissen um den weltweiten Zusammenhang von Gerechtigkeit und Frieden. Sie setzen so intensiv wie möglich auf politische Lösungen einschließlich der Entwicklungspolitik und diverser Friedensdienste, um Aggression und Gewalt einzugrenzen und abzubauen.

Völker, die jahrzehnte- oder jahrhundertlang unter europäisch-amerikanischer Überlegenheitsattitüde kulturell und politisch gelitten haben oder gelitten zu haben meinen, sind leicht von Fundamentalisten aufzuwiegeln und zu Gewalt und Terror zu verführen. Eine um Frieden bemühte Außenpolitik muss nach und nach auf Vertrauen unter Partnern mit gleichen Rechten und Pflichten setzen.

Dazu gehören auch faire Wirtschafts- und Handelsbedingungen und der gegenseitige Respekt vor der Religion und Geschichte eines Landes.

Vor zwei Monaten habe ich Kabul und Kundus in Afghanistan besucht. In dem wesentlich kleineren Kundus im Norden des Landes versuchen in einer konzertierten Aktion vier Ministerien zum Wohle des Landes zusammenzuarbeiten. Neben dem Verteidigungsministerium arbeiten das Außenministerium, das Innenministerium und das Ministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit an einem Konzept nach der Formel: Sicherheit und Wiederaufbau gleich Stabilität. Auch wenn das Zusammenspiel, zumal mit neun anderen Nationen, die dort friedliche Rahmenbedingungen zusammen mit der Bevölkerung herstellen wollen, noch nicht immer reibungslos funktioniert und durch gelegentliche Anschläge Störungen und Rückschläge zu verzeichnen sind, halte ich dieses Modell für verheißungsvoll und beispielhaft für andere Krisenregionen, in denen unsere Bundeswehr und damit auch ihre Militärseelsorge eingesetzt wird.

Auch wenn sich in absehbarer Zeit nicht gleich, wie im Psalm 85 als Vision beschrieben, „Gerechtigkeit und Frieden küssen“ werden, wäre es schon ein großer Fortschritt, wenn sich Menschen, die lange Zeit Gegner oder Feinde waren, wenigstens die Hände reichen oder vielleicht sogar umarmen würden. So würde wieder etwas mehr Himmel auf Erden sichtbar werden.

3. Christlicher Glaube angesichts religiöser Konkurrenz

Im Ammerland mag die Welt noch weitgehend in Ordnung sein. Aber die christlichen Kirchen müssen zur Kenntnis nehmen, dass nach der Vereinigung von Ost und West nur noch oder immerhin noch gut 60 % der Menschen einer christlichen Kirche angehören. Zwar ist die Zahl der Andersgläubigen, etwa der muslimischen Türken mit 3,5 Millionen noch recht klein. Aber die relativ große Gruppe religiös ungebundener Kreise trägt dazu bei, dass bisher für unstrittig gehaltene Werte z. B. der Verfassungen neu interpretiert werden.

Der Heimvorteil christlicher Tradition genießt vor deutschen und europäischen Gerichten nicht mehr den Bonus früherer Zeiten. Der Streit um das Kopftuch muslimischer Frauen ist nur ein deutlicher Hinweis auf eine wachsende Problematik, der die deutschen Landtage und Gerichte weiter beschäftigen wird.

Die Konferenz Europäischer Kirchen hat in einer öffentlichen Erklärung vom Oktober 2004 an Kommissar Verheugen zum Verhältnis der EU zur Türkei Stellung genommen.

Nach eingehender Beratung der anglikanischen, orthodoxen und protestantischen Mitgliedskirchen wurde erklärt, dass die Frage religiöser Unterschiede für die Kirchen in Europa kein Hindernis für die fortgesetzte Verbesserung des Verhältnisses zwischen der Türkei und der EU und nicht einmal ein Hindernis für die mögliche EU-Mitgliedschaft der Türkei darstellt.

Die EU ist schon längst eine multikulturelle Gemeinschaft von Völkern und Gesellschaften, in der Christen, Muslime, Juden und Menschen anderen Glaubensbekenntnisses zusammenleben und einander Toleranz entgegenbringen. Es wird jedoch auch die tiefe Besorgnis über die Lage der christlichen Minderheiten in der Türkei zur Sprache gebracht. Was für dieses Land an dem Übergang von Europa nach Asien betrifft, gilt auch für die Freiheit christlicher Gemeinden in anderen islamischen Ländern und für das Zusammenleben von unterschiedlichen Kulturen und Religionen überhaupt.

Im übrigen sei auf die positive Aufarbeitung des dunkelsten Kapitels der neueren deutschen Geschichte durch die christlich-jüdische Zusammenarbeit hingewiesen. Antisemitischen Tendenzen ist, wo immer sie bei uns auftreten, beherzt entgegenzutreten.

Wir dürfen uns jedoch, meine sehr geehrten Damen und Herren, nicht wundern über eine abnehmende Berücksichtigung christlicher Überzeugungen in unserer Gesellschaft. Wenn wir uns privat und politisch nicht einsetzen für den Schutz des Sonntages, für den Respekt vor dem Leben am Anfang, in der Mitte und am Ende – ich erinnere an die Stichworte Genmanipulation und aktive Sterbehilfe -, wenn wir uns nicht einsetzen für die bewährten Prinzipien der Subsidiarität und der Solidarität, wenn wir bei allem notwendigen Streiten um politische Ziele und konkrete Gesetzgebung die Belange der Schwachen und Hilfsbedürftigen aus den Augen verlieren, dann wäre oder ist der christliche Scheck nicht mehr gedeckt, mit dessen Wert wir erfolgreich konkurrieren könnten gegen religiöse Konkurrenz, weltanschauliche Beliebigkeit und formale Gleichgültigkeit, der alles gleich gültig ist. Wir gewinnen mehr Himmel auf Erden, nicht durch Pochen auf Grundsätzen allein, sondern durch glaubwürdiges Leben und Handeln nach biblischem Glaubensgut.

Und um so erfolgreicher sind wir, wo wir in oekumenischer Offenheit und Verbundenheit nach dem Motto des 1. Petrusbriefes auftreten: „Seid allezeit bereit zur Verantwortung vor jedermann, der von euch Rechenschaft fordert über die Hoffnung, die in euch ist.“ (3, 15) Ich freue mich sehr, dass es seit zwei Jahren in Oldenburg und umzu eine ACK, eine Arbeitsgemeinschaft christlicher Kirchen gibt, der auch die Freikirchen angehören.

Ihre Entscheidung, Herr Landrat, zu diesem Neujahrsempfang einen evangelischen Bischof einzuladen, ist ein Zeichen für eine gewollte kritische Besinnung im Oldenburgischen über die Fragen, woher wir kommen, wo wir im Augenblick stehen und wohin wir streben, solange Himmel und Erde nach Gottes Gnade Bestand haben.

Trotz allem, was uns zu schaffen macht, bin ich und bleibe ich ein zuversichtlicher Mensch und bitte und erhoffe das auch von Ihnen allen. Unter dem Bogen der Hoffnung auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, wie sie uns bei Jesaja und Johannes verheißen sind, lässt es sich dann auch fröhlich leben und, wenn der Tag gekommen ist, getrost sterben.

Uns Christen ist nicht verheißen, den eschatologischen Himmel auf Erden zu verwirklichen, das bleibt dem Schöpfer und Vollender der Welt vorbehalten, wohl aber – ich wiederhole das – ist uns aufgetragen, allein und mit vielen anderen zusammen für mehr Himmel im irdischen Alltag einzutreten.

In diesem Sinne möge das neue Jahr 2005 uns allen nützen – dem Ammerland und dem Rest der einen Welt. Bei meinen nächsten Besuchen im neu renovierten Wellenbad in Bad Zwischenahn oder bei einem Vortrag in der Krypta der schönen St. Ulrichs Kirche in Rastede, bei der nächsten Begegnung mit dem Herrn Kreispfarrer Theuerkauff oder dem Herrn Landrat oder bei einer sommerlichen Fahrradtour durch das Saterland oder bei einem Besuch der Geburtsstadt des großen Theologen Rudolf Bultmann in Wiefelstede werde ich mir sehr freundlich und schmunzelnd zu fragen erlauben: Hat es schon genützt, das neue Jahr, vielleicht schon heute?

Gott befohlen, liebes Ammerland!

Peter Krug